

Ein Trump in jeder Familie

J. D. Vance kommt aus der weißen Unterschicht der USA – und ist einer der ganz wenigen Autoren, die erklären können, was sie bewegt. Jetzt erscheint sein Buch "Hillbilly-Elegie" auf Deutsch.

Von Philipp Oehmke, Der Spiegel, 01.04.2017

Als James David Vance, genannt J. D., vor ein paar Wochen nach Ohio in seinen Heimatort Middletown zurückkehrte, sah er als Erstes, noch aus dem Auto, all diese Billboard-Tafeln, die neuerdings überall in der Stadt aufgehängt worden waren. Sie zeigen ein Gemälde von blutroten Bergen, hinter denen eine gleißende Sonne aufgeht.

Dazu in weißen Buchstaben: "Heroin! There Is Help. There Is Hope." Darunter eine Telefonnummer.

"Es ist die Nummer-eins-Todesursache hier", sagt Vance. "Noch vor natürlichem Tod." Am Abend zuvor hatte er mit seiner Mutter telefoniert. Sie ist 56 Jahre alt und seit 26 Monaten runter vom Heroin.

Als J. D. in der Highschool war, hatte auch er angefangen mit den Drogen. Das hörte erst auf, als er bei seiner Mutter und ihren wechselnden Boyfriends oder Ehemännern ausziehen und bei seiner Großmutter leben konnte. Dort, in relativer Stabilität, schaffte er den Highschool-Abschluss. Er bewarb sich bei den Marines und wurde genommen. Er lernte, dass man Erfolg haben kann, wenn man sich ein bisschen anstrengt. Vance hatte das vorher nicht gewusst. Danach studierte er Jura an der Universität Yale, weit weg von Ohio, unter den Eliten der Ostküste. Als ihn dort bei einem Restaurantbesuch der Kellner fragte, ob er sein Wasser still oder sprudelnd wollte, hatte J. D. gelacht. Er dachte, sprudelndes Wasser, das sei ein Witz.

Dann kam Peter Thiel, Hedgefonds-Milliardär, Trump-Freund, und stellte Vance bei einer seiner Risikokapitalgesellschaften im Silicon Valley an. Heute ist Vance 32. Er hat das amerikanische Gesellschaftsspektrum einmal von unten nach oben durchreist.

Wie ihm das gelungen ist, sich langsam und schmerzhaft von der Hillbilly-Kultur zu trennen, wo die Ursachen für den Absturz der weißen Unterschicht liegen – und warum er die Welt, aus der er kommt, trotzdem liebt, so schockierend ihre Beschreibung für den Leser sein mag, darüber hat J. D. Vance im vergangenen Sommer ein mitreißendes, bewegendes, kluges Buch veröffentlicht: "Hillbilly-Elegie"(*). Viele hielten es für das wichtigste Buch über Amerika, das in den vergangenen Jahren geschrieben wurde. Kommende Woche erscheint es auf Deutsch.

Und tatsächlich, hätte man Vance' Buch im Sommer vor der Wahl gelesen, man hätte Angst bekommen können vor diesem Amerika und diesen Amerikanern im Herzen des Landes. Obwohl der Name Trump kein Mal fällt, lassen sich die 300 Seiten kaum lesen, ohne eine Figur wie Trump am Ende für unausweichlich zu halten.

Vance berichtet vom weißen Prekariat, von einer Bevölkerungsschicht, der es spätestens seit der Jahrtausendwende immer schlechter geht und die in den vergangenen Jahren in rasanter Geschwindigkeit aus dem öffentlichen Blickfeld geraten ist und sich vom gesellschaftlichen Kollektiv verabschiedet hat. Mehr oder minder unter sich leben sie abgeschieden in den Bergen der Appalachen und in den verfallenen Mittel- und Kleinstädten des ehemals industriellen Mittleren Westens.

Vance' Buch unterscheidet sich in einem entscheidenden Punkt von anderen Studien über weißes Prekariat in den USA. Weil er einer von ihnen ist, spricht Vance nicht nur von den äußeren – und damit entlastenden – ökonomischen Faktoren, die zum Niedergang geführt haben. Vance beschreibt auch, warum seine Familienmitglieder und Freunde vor allem kulturell und habituell nicht anschlussfähig sind und damit auch eine Mitverantwortung tragen für ihre Situation: weil sie über Jahrzehnte eigene Verhaltensweisen, einen eigenen Blick auf die Welt, auf Wahrheit und Moral entwickelt haben, der sie vom Rest des Landes abgekoppelt hat.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Leute, über die Vance geschrieben hat, haben, wie er heute sagt, fast alle Trump gewählt. In Trump und seinem aggressiven, lauernenden, auf den eigenen Vorteil bedachten Gebaren erkennen sie das wieder, was sie von zu Hause kennen. Einen solchen Typen, sagt Vance, habe man in jeder Familie. Trumps Sprache, die sich aus Eigenlob, Beschimpfungen und Drohungen zusammensetzt, verstehen sie. Seine Unwahrheiten und Verschwörungstheorien lassen sich in ihr Weltbild integrieren, denn auch sie haben möglicherweise den klaren Blick auf die Realität verloren.

Als hart arbeitend, sagt Vance, würden sich all seine Familienmitglieder bezeichnen. Das sei ihr Selbstbild, obwohl eigentlich die wenigsten einen Job haben. In Middletown arbeiten 30 Prozent der jungen Männer weniger als 20 Stunden pro Woche, und doch, sagt Vance, würde man keinen einzigen finden, dem seine Faulheit bewusst wäre. Er erzählt von einem Bekannten, der ihm mitgeteilt habe, er habe es satt, morgens so früh aufzustehen, er habe seinen Job gekündigt. Später schrieb derselbe Bekannte auf Facebook, er habe seinen Job verloren, und machte dafür die "Obama Economy" verantwortlich.

Vance und seine Familie nennen sich selbst Hillbillies. Als solche bezeichnet man Bewohner der Appalachen, weiße Unterschicht zumeist, White Trash, mit stark ausgeprägten Familienstrukturen, vielen Kindern, großem Unterschichtsstolz sowie einer Skepsis gegenüber Fremden.

Vance' Großeltern sind nach dem Zweiten Weltkrieg aus den Bergen Kentuckys gen Norden nach Ohio gezogen, in den industrialisierten Mittleren Westen, wo Kohle- und Stahlminen ganze Städte beschäftigten und Arbeiter gebraucht wurden.

Sie landeten in Middletown, 60 Kilometer nördlich von Cincinnati. Vance' Großvater heuerte Ende der Vierzigerjahre bei Armco Steel an, einem der größten Stahlwerke des Mittleren Westens. Es war ein guter Job, der ihn und die Großmutter aus der Unterschicht in die untere Mittelschicht beförderte. Middletown boomte. Armco ließ Parks anlegen und Sportplätze, stiftete öffentliche Einrichtungen und finanzierte Schulen.

Die Hillbillies brachten ihre Sitten mit in die heile Welt. Wenn der Großvater zu viel getrunken hatte, setzte er den Oldsmobile im Vorgarten vor den Baum und

randalierte anschließend in der Küche. Manchmal mussten die Kinder am nächsten Morgen versteckt werden, weil sie ein blaues Auge hatten. Bald war der Großvater Alkoholiker, die Großmutter zog sich aus der Welt zurück und ließ das Haus verwahrlosen.

1961, am Tag der Amtseinführung John F. Kennedys, wurde Vance' Mutter geboren. Sie war die Erste in der Familie, die eine Highschool besuchte, sie hatte gute Noten und hätte aufs College gehen können. Doch mit 17 wurde sie erstmals schwanger. Mit 19 verließ sie den Kindsvater, weil die Kämpfe und das Geschrei sie zu sehr an ihr eigenes Elternhaus erinnerten. Im Sommer 1984 kam J. D. zur Welt. Sein Vater war der zweite Mann der Mutter, der auch schon wieder weg war, bevor J. D. laufen lernte. So würde es weitergehen in J. D.s Leben. Es sollten noch circa 15 Stiefväter folgen.

Zu der Zeit von J. D.s Geburt begann der Niedergang von Middletown. Das Stahlwerk fing an, Arbeiter zu entlassen. 1989 kamen die Japaner. Aus Armco Steel wurde Armco Kawasaki Steel. Die Gegend, in der J. D.s Großeltern lebten, verarmte. Nachts kam oft die Polizei.

Das Stahlwerk gibt es immer noch, es überstrahlt die Stadt bis heute – allerdings auf ganz andere Weise. Das Gelände, obwohl partiell noch in Betrieb, sieht aus wie eine gigantische Industrieruine. Die Wohngegenden um das Werk herum sind heute die schlechtesten, doch auch die einst guten Viertel im Stadtkern sehen merkwürdig aus. Die meisten Geschäfte sind zugunagelt, ein Gebäude, das aussieht wie ein Theater, ist verfallen. Auf der Main Street nach Süden stehen mächtige Villen mit Veranden und Türmchen. Hier haben früher die Chefs von Armco gewohnt. Heute wohnen hier die Ärmsten, die Villen sind aufgeteilt in Dutzende kleine Wohnungen, in ihren Gärten sitzen Süchtige. Wenn es dunkel wird, wird auch hier, wie an vielen anderen Plätzen, Heroin verkauft.

Mit zwölf hatte sich J. D. daran gewöhnt, in einem niemals endenden Konflikt zu leben. Noch heute, sagt Vance, schlage sein Herz schneller, wenn er an diese Zeit zurückdenkt. Abend für Abend musste er miterleben, wie seine Mutter und ihr jeweiliger Liebhaber einander anschrien. J. D. glaubte, das sei die Art, wie Erwachsene miteinander reden. Erst viele Jahre später, als er seine Frau kennenlernte, die aus einer

Familie in Kalifornien stammt, begriff J. D., dass Familien auch anders miteinander kommunizieren können.

Als J. D. einmal mit der Mutter im Auto zu einer Mall außerhalb der Stadt wollte, gerieten sie wieder in einen Streit, der eskalierte. Die Mutter gab Vollgas und drohte, das Auto gegen einen Brückenpfeiler zu setzen. J. D. kletterte auf den Rücksitz, er glaubte, wenn er zwei Anschnallgurte benutzte, würde er den Aufprall vielleicht überleben. Die Mutter stoppte den Wagen, prügelte auf ihren Sohn ein, der floh aus dem Auto zu einem Haus in der Nähe des Highways. Eine dicke Frau ließ das weinende Kind ins Haus, kurze Zeit später kam die Mutter und schlug die Tür ein, die Polizei kam. Vor Gericht log J. D. für seine Mutter, damit sie nicht verurteilt würde.

Aber von da an konnte J. D., wann immer er wollte, bei den Großeltern wohnen. Der Großvater hatte das Trinken aufgegeben, und die Großmutter wurde im Alter zu einer verantwortungsvollen, resoluten Frau, die einen Schrank mit 19 Gewehren besaß. Als die Mutter ihren Job als Krankenschwester verlor, zog er ganz zur Großmutter. Die Mutter hatte Schmerztabletten gestohlen und musste in Therapie. Die Schmerztabletten waren Opioide.

Es war die Zeit um die Jahrtausendwende, als die riesige Opioid- und Heroinwelle begann, eine Epidemie, größer als jede bisher da gewesene. Sie hält bis heute an und wütete nicht wie zuvor in den Metropolen, sondern zerstörte biedere Provinzstädte. Ground Zero war hier im südlichen Ohio.

Angefangen hatte alles mit einer Art Schmerz-Revolution. Bis zu den Neunzigerjahren sah der medizinische Alltag Schmerzen als ein Leiden, das in den meisten Fällen einfach ausgehalten werden musste, sie gehörten quasi zum Leben. Opiate galten wegen ihrer Suchtgefahr als riskant und wurden fast nur in Krankenhäusern benutzt, doch kaum verschrieben. Ab Mitte der Neunzigerjahre aber setzte sich die Ansicht durch, Schmerz sei unterbehandelt. Plötzlich war die Rede vom Recht auf Schmerzfreiheit, vor allem bei Krebspatienten, denen Substanzen mit morphinartiger Wirkung, genannt Opioide, ein würdevolleres Sterben ermöglichen könnten. Gleichzeitig erschienen Studien, die zu belegen schienen, dass Opioide bei medizinischer Verwendung nur geringes Suchtpotenzial aufwiesen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

1996 kam Oxycontin auf den Markt und veränderte alles. Es enthielt nur einen Wirkstoff: Oxycodon, das aus denselben chemischen Elementen wie Heroin besteht.

Oxycontin bot eine entscheidende Neuerung. Es schüttete den Wirkstoff zeitverzögert in gleichmäßig geringer Dosis über Stunden hinweg aus. Dadurch wird ein Rausch vermieden, die Suchtgefahr gesenkt. Einige Staaten, darunter Ohio, stellte nun für Ärzte das Verschreiben von Opioiden nicht mehr unter Strafe. Ärzte wurden sogar ermutigt oder unter Druck gesetzt, Opioide zu verschreiben. Zwischen 1999 und 2010 vervierfachte sich der Absatz von Opioiden.

In Ohio River Valley, nicht weit von Vance' Heimatort Middletown, wurde noch in den Neunzigerjahren die erste Praxis eröffnet, in der die Ärzte nichts anderes taten, als Oxycontin zu verschreiben. Er gab noch nicht einmal einen Untersuchungsraum. Pro Patient drei Minuten, 250 Dollar, Cash only. Bald bildeten sich Schlangen vor der Praxis. Pill Mills, Pillenmühlen, wurden die Praxen genannt, und sie vermehrten sich in ganz Ohio, Kentucky, West Virginia, später auch in anderen Staaten.

Oxycontin-Pillen, kurz Oxys oder Hillbilly-Heroin, hatten einen Fehler oder, je nach Betrachtungsweise, einen Vorteil: Wenn man sie zerhackte, ging die zeitverzögerte Ausschüttung verloren, und die Wirkung setzte mit einem Mal ein. Außerdem konnte man sie so durch die Nase ziehen oder in Wasser aufgelöst spritzen, was die Wirkung verstärkte. Es war besser, reiner und damit kontrollierbarer als Straßenheroin. Jahr für Jahr kamen Hunderttausende neue Süchtige hinzu, doch die Epidemie blieb fast unbemerkt. Es gab keine Drogengangs, keine Schießereien, keine Gettos wie in L.A. oder in New York. Es gab nur allorts einen Haufen süchtiger Kleinstädter auf den Parkplätzen vor den Pill Mills.

Viele ältere Patienten, die Unmengen von Oxys nach einer Knieoperation verschrieben bekamen, verkauften ihre Pillen. Auf der Straße kosten 80 Milligramm Oxycontin ungefähr 80 Dollar, das ist ein Dollar pro Milligramm. Ein Schuss Heroin ist inzwischen für 10 Dollar zu bekommen. Früher oder später stiegen die meisten um.

Ab 2011 begannen die Behörden in Ohio, gegen die Pill Mills vorzugehen, viele Ärzte kamen vor Gericht. Aber es war zu spät. Aus tablettensüchtigen Hausfrauen waren Junkies geworden. In Huntington, einer Kleinstadt auf der anderen Seite des

Ohio River, schon in West Virginia, hatten sie vergangenen Sommer 28 Überdosierungen an einem Tag. Jeder Vierte hier sei abhängig von Opioiden, heißt es beim städtischen Gesundheitsamt. Wenn man die Bewohner Huntingtons fragt, wie es so weit kommen konnte, erhält man immer dieselbe Antwort: weil Obama die Kohleminen geschlossen hat. Ohne Obama gäbe es noch Jobs, und gäbe es noch Jobs, gäbe es keine Oxys und auch kein Heroin. Und alles wäre vielleicht nicht so schlimm.

J. D. Vance ist vor ein paar Wochen trotzdem wieder nach Ohio zurückgezogen. Er hat dafür San Francisco aufgegeben. Er hat seine Frau gebeten, mit ihm in den Rust Belt zu ziehen.

"Am Ende", sagt Vance, "war das Leben im Silicon Valley nichts für mich: Der dortige Glaube, es müsse ständig aufwärtsgehen, die Illusion, dass man ein perfektes Leben führe, die Ignoranz gegenüber Gegenden wie Ohio, wo es abwärtsgeht."

In Ohio ist Vance dabei, eine Non-Profit-Gesellschaft zu gründen, die nach Lösungen für die Opioid-Epidemie suchen soll. Er wurde gefeiert dafür, dass er es aus Ohio rausgeschafft hat. Doch jetzt ist er froh, wieder hier zu sein.

Die Arbeit an dem Buch, die langen Gespräche mit seinen Verwandten haben sein Selbstbild verändert. Er hatte auch mit einer Therapeutin versucht, seine Kindheit hier zu verarbeiten, aber er hatte das Gefühl, die Frau verstehe ihn nicht.

Anfangs, wenn er aus Yale nach Ohio zurückkam, hat es ihn geschmerzt, die Menschen in Middletown als die Verlierer zu sehen, die sie waren. Er begann, ihre verzerrte Wahrnehmung zu erkennen, die Irrationalität, ihre Verlogenheit. Vieles, was ihm in seiner Kindheit normal erschien, kam ihm nun wie Unsinn vor.

In dem Buch schreibt Vance: "Wir sollten uns Arbeit suchen, aber wir haben keine Lust. Manchmal kriegen wir doch einen Job, aber der währt nicht lang. Wir werden gefeuert, weil wir immer zu spät kommen, oder weil wir Ware klauen und dann bei Ebay verkaufen, oder weil sich ein Kunde über unsere Fahne beschwert hat, oder weil wir fünf Pinkelpausen pro Schicht machen, jede über eine halbe Stunde."

Vance begann zu verstehen, dass es die geliebte Hillbilly-Kultur ist, die es seinen Leuten erlaubt, sich als Opfer zu sehen und die Schuld für ihr Leid der Regierung und den Eliten zuzuschieben. Doch nicht nur die Regierung oder Hillary Clinton oder gar

Barack Obama haben die Leute in Middletown unten gehalten, sondern auch ihre Lebenseinstellung: weder den Abendnachrichten zu trauen noch den Politikern, die Überzeugung, an den Universitäten benachteiligt zu werden und sowieso keine Arbeit zu finden.

Aber, schreibt Vance, "das sind die Lügen, die wir uns selbst erzählen, um unsere kognitive Dissonanz aufzulösen – die Abkopplung zwischen der Welt, die wir vor Augen haben, und den Werten, die wir predigen".

Er wirft seiner Familie die Umstände seiner Jugend sowie sein Schicksal, dem er gerade noch entkommen ist, nicht vor, noch nicht einmal seiner Mutter. Vance' Buch zieht seine Kraft aus dem Spannungsfeld zwischen Schuldzuweisung und Empathie.

Die Hillbillies haben geholfen, Trump über die Welt zu bringen. Dürfen wir sie dafür anklagen, verachten, oder sollen wir Verständnis für sie haben, weil sie doch Probleme mit dem Heroin haben?

Es ist traditionell eine Eigenart des linken Establishments, die Schuld bei sich zu suchen. Nicht die Hillbillies sind schuld, nicht das "Trumpentariat", wie die Unterschichts-Trump-Wähler schon genannt werden, sondern wir, weil wir ihnen ja nicht zugehört haben. "Die Demokraten halten Kurse ab, wie man mit echten Menschen redet", lautete neulich eine Überschrift bei "Politico" zu einem Artikel über eine Parteiveranstaltung, die bewusst aufs Land gelegt wurde.

Die Beschreibungen jenes Trumpentariats in "Hillbilly-Elegie" machen allerdings nicht viel Hoffnung, dass es furchtbar sinnvoll wäre, sich mit ihnen zu unterhalten. Man hätte wahrscheinlich relativ bald den Lauf eines der 19 Gewehre von Vance' Großmutter im Gesicht.

Deswegen stürzt sich das liberale Establishment ja so auf J. D. Vance, und auch deswegen ist sein Buch so lange in der Bestsellerliste der "New York Times": weil Vance mehr oder weniger der Einzige ist, mit dem man reden kann.

Dabei ist er, man täusche sich nicht, selbst auch Mitglied der Republikaner, obschon er Trump nicht gewählt hat. Er wirft seinen Parteiliebenden und vor allem dem Präsidenten Trump vor, den Hang zur Unmündigkeit unter den Hillbillies geschürt zu

haben, indem die Republikaner in den vergangenen acht Jahren unter Obama die Schuld für alles, was schiefging, der Regierung zugeschoben haben.

Wie man die Schuldfrage beantwortet, hängt davon ab, ob man den Niedergang der Menschen im Rust Belt eher ökonomisch oder eher kulturell erklärt. Wer vor allem die ökonomischen Gründe betont, entlastet die Hillbillies. Das hat Trump getan: Sein Ausruf "China!" wurde die Chiffre dafür. China ist schuld, die Immigranten, die Globalisierung oder die Obama-Umweltverordnungen, die Kohle und Stahl gekillt haben.

Die Gegenposition, für die man in Vance' Buch auch Belege finden kann, hat der konservative Kommentator Kevin Williamson schon vor der Wahl so beschrieben: "Die Wahrheit über diese dysfunktionalen, absteigenden Gemeinden ist, dass sie es verdienen zu sterben. Ökonomisch sind sie ein negativer Wert. Moralisch sind sie unhaltbar. Vergesst euren billigen, theatralischen Bruce-Springsteen-Mist. Vergesst eure Scheinheiligkeit in Bezug auf ums Überleben kämpfende Rust-Belt-Industriestädte und eure Verschwörungstheorien von listigen Asiaten, die unsere Jobs klauen. Die weiße amerikanische Unterschicht ist einer bösartigen, selbstsüchtigen Kultur zum Opfer gefallen, deren Haupterzeugnisse Elend und gebrauchte Heroinnadeln sind. Donald Trumps Reden geben ihnen ein gutes Gefühl. Genauso wie Oxycontin."

Williamsons Empfehlung für die Hillbillies lautete, einen Umzugswagen zu bestellen und wegzuziehen. Vance sagt, natürlich habe Williamson nicht unrecht. Er beschreibe die eine Seite der Medaille vollkommen richtig. Die andere Seite aber kenne eben nur Vance. Trotzdem seien Widerstände des Systems gegenüber jemandem wie ihm ja real: die Abschätzigkeit, die auch ihm an der Ostküste entgegengeschlagen ist als jemandem, der aus dem Rust Belt kommt und in den Restaurants zur Sicherheit nur Chardonnay bestellt hat, weil er nicht wusste, wie man die anderen Weißweinsorten ausspricht. Er als ein Spross jener weißen Armut konnte die "bösartige, selbstsüchtige Kultur" des Trumpentariats beschreiben und kritisieren – und keiner seiner Familienmitglieder war ihm böse. Jemand an der Ostküste oder von der "New York Times" dürfe das aber eben nicht. Natürlich wird es dann schwierig, miteinander zu reden.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Am Sonntag vergangener Woche ist J. D. Vance unterwegs nach Newark in Ohio zu einem Spendendinner der dortigen Republikaner. Er soll dort eine Rede halten. Es regnet in Strömen, bald so heftig, dass Vance den Wagen unter einer Brücke stoppt. Er könnte jetzt auch in San Francisco sitzen. Warum tut er sich das an?

Vance überlegt einen Augenblick, das Wasser prasselt aufs Autodach. Dann erzählt er von der Gerichtsverhandlung gegen seine Mutter, nachdem sie in dem Haus der dicken Frau, in das er sich geflüchtet hatte, verhaftet worden war.

Er hatte nicht nur deswegen vor Gericht für seine Mutter gelogen, weil er nicht wollte, dass sie ins Gefängnis geht – da war noch ein anderer Grund. Er war zwölf, und zum ersten Mal verspürte er ein Gefühl von Identität. Die und wir.

"In dem Gerichtssaal waren noch fünf oder so andere Familien, von denen jemand angeklagt war. Die sahen alle aus wie wir. Jogginghosen, Leggings und ausgeleierte T-Shirts, die Haare ein bisschen fettig. Und dann waren da die, die unser Schicksal unter sich ausmachten: die Richter, Anwälte und Sozialarbeiter. Sie trugen Anzüge, klar, aber sie redeten vor allem anders. Sie sprachen wie die Nachrichtenansager im Fernsehen. Für mich war das keine echte, sondern Fernsehsprache."

Der Regen hat nachgelassen, Vance fährt weiter. Er sagt, er habe von da an gewusst, wo er hingehöre.